

AUF

ABSTAND


AUF ABSTAND ZUSAMMEN

DAS MITTELALTER ALS MODELL

ROMEDIO SCHMITZ-ESSER

Die allgegenwärtigen Online-Meetings der Corona-Zeit sind Ausdruck eines Konflikts von Zeit und Raum, den nicht nur die akademische Welt bei der Arbeit lösen muss: Wie kann man zusammenkommen und doch zugleich möglichst großen physischen Abstand halten? Anwesenheit bei gleichzeitiger physischer Abwesenheit ist allerdings kein neues Phänomen unserer pandemischen Zeit – tatsächlich sind Absenz und die daraus folgenden Strategien der Präsenzhaltung ein Thema mit langer historischer Vorgeschichte bis in das Spätmittelalter. Die historische Reflexion über Absenz und Präsenzhaltung in der europäischen Vormoderne hilft daher unmittelbar bei der Kontextualisierung unserer Praktiken in der Gegenwart.

ZUSAMMEN



Leidenschaftlich konnten sich Lehrende in diesen Tagen darüber streiten, ob Zoom, heiCONF oder Webex die besseren Möglichkeiten für die digitale Epoche universitärer Lehrveranstaltungen bieten. Allgegenwärtig aber ist die Hoffnung, dass die Präsenzlehre bald wieder zur Regel wird. Hinter diesem Diskurs steht ein Konflikt von Raum und Zeit: Wie können wir zugleich zusammenkommen und doch Abstand halten? Ein Substitut muss her, das die Absenz ausfüllt und die physisch abwesende Person vergegenwärtigt. Die Stimme, das Bild, ein Videoausschnitt sollen helfen, die Folgen der medizinisch gebotenen Vorgaben im Alltag zu mildern.

Doch so dramatisch der Einschnitt durch die Covid-19-Pandemie derzeit erscheint, so darf man aus historischer Perspektive zwei Hypothesen wagen: zum einen, dass gerade Zeiten von Epidemien weniger innovativ als konservierend wirksam werden; die Verunsicherung durch die Pandemie wird durch ein Festhalten am Etablierten kompensiert. Allerdings wirkt eine Pandemie wie ein Katalysator, indem sich in der Praxis bereits bestehende Entwicklungen nun beschleunigen, wie der Historiker Volker Reinhardt es zuletzt für die Pest des Spätmittelalters nochmals festhielt. Die in Ostasien bereits lange etablierten Gesichtsmasken, die man noch vor wenigen Jahren in Europa als Hygienetick gerne belächelte, begleiten uns heute ebenso wie bereits an sich alte digitale Hilfsmittel nunmehr zum strukturierenden Inhalt unseres Alltags geworden sind – die Videokonferenzen sind das eindringlichste Beispiel. Zum anderen lässt sich vermuten, dass – anders als es der derzeitige Diskurs ahnen lässt – die Epidemie keine allzu tiefe Zäsur im historischen Gedächtnis hinterlassen wird, denn das hat nicht einmal die Spanische Grippe nach dem Ersten Weltkrieg wirklich geschafft. Das ist umso bemerkenswerter, wenn man das Erinnern an diese Pandemie im frühen 20. Jahrhundert einmal mit der ausufernden Erinnerungskultur des davor liegenden Ersten Weltkriegs vergleicht, obwohl die Grippe wohl rund viermal so viele Menschenleben forderte.

Man könnte zunächst vermuten, dass Kriege nun aufgrund ihrer offensichtlich menschengemachten politischen Voraussetzungen eben der Nachwelt stets wichtiger erschienen als die scheinbar von der Natur ausgelöste Pandemie. Doch gerade lernen wir ja, dass nicht nur Naturkatastrophen ebenfalls menschengemachte Ursachen haben, sondern dass auch – wie es pointiert zuletzt die Medizinhistorikerin Katharina Wolff in Bezug auf die Pest feststellte – Pandemien im Sinne eines gesellschaftlich in Rückgriff auf das prävalente medizinische Verständnis der Krankheit gestalteten Ereignisses von Menschen „gemacht“ werden. Der Grund für diese divergierende Erinnerung von Erstem Weltkrieg und Spanischer Grippe liegt wohl vielmehr nicht zuletzt in der unterschiedlichen Bildsprache: Das blutige Gemetzel in den Gräben von Verdun, die Gasmasken und Panzer sind eindrücklichere Motive als Fotos von Sälen mit Krankenhausbetten.

Ein Phänomen mit langer Vorgeschichte

Was also überdauert und welche Strategien der Präsenthaltung gelingen? Um diese Frage zu beantworten, lohnt sich der Blick auf die lange Vorgeschichte des Phänomens. Eine Tagung an der Universität Heidelberg im Juli 2021 setzte sich eine erste Auslotung des Verhältnisses von „Absenz und Präsenthaltung“ zum Ziel. Und es zeigt sich, dass hier weit mehr als eine unmittelbare Zeiterscheinung angesprochen ist, nämlich eine Geschichte mit wahrlich mentalitätsgeschichtlicher und epochenübergreifender Dimension. Insbesondere seit dem Spätmittelalter lässt sich in den europäischen Gesellschaften ein breiter, umfassender Trend erkennen, geradezu eine Obsession mit dem Thema der Präsenthaltung. Das gilt für alle Bereiche der Gesellschaft. Im religiösen Diskurs wird der leidende, blutende Christus allgegenwärtig dargestellt, in der Mystik eine Vereinigung mit ihm herbeigesehnt. Die Transsubstantiation – die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi in der katholischen Messe – wird in einer gesteigerten Hostienverehrung und im Bild der Gregorsmesse beschworen, einem Thema der christlichen Ikonographie, das eine Vision von Papst Gregor I. zeigt, dem während einer Heiligen Messe der leibhaftige Christus als Schmerzensmann erscheint. In der Kunst lassen sich Orte kopieren, um sie den Zuhausegebliebenen zugänglich, erfahrbar und gegenwärtig zu machen; Beispiele für solche Vergegenwärtigungen des Absenten sind Bauten wie das Heilige Grab in Eichstätt oder in der Cappella Rucellai in Florenz, für das der Renaissancebaumeister Leon Battista Alberti die Maße des Jerusalemer Originals nutzte, oder das im mittelitalienischen Loreto der Überlieferung nach von Engeln aufgestellte und vielfach kopierte Haus der Maria aus Nazareth. Überall im vormodernen Europa wurden Orte nachgebildet, evoziert und präsent gehalten.

Dies alles hat auch direkt mit den Umwälzungen der Frühen Neuzeit zu tun, die dadurch überhaupt bedingt wurden: Der Besitz von Reliquien, die Zugang zum Himmel versprechen, erreichte schon rein quantitativ in den Heiliumssammlungen der Zeit um 1500 ganz neue Dimensionen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass gerade der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise nicht nur einer der Verteidiger Martin Luthers wurde, sondern zugleich auch der Besitzer einer der größten Reliquiensammlungen seiner Zeit war. Eine zentrale theologische Streitfrage der Konfessionalisierung war nun gerade die Transsubstantiation, die schon seit den Kirchenreformern John Wyclif und Jan Hus die Debatten dominierte; auch hier stand also die konkrete Form der Vergegenwärtigung Christi im Mittelpunkt der gesellschaftlichen Auseinandersetzung.

Politische Ikonographie im Alltag

Die Frage nach der Präsenthaltung ist aber auch für die historische Betrachtung politischer Prozesse besonders erhellend, denn auch hier ergibt sich ein frischer Blick

„Die Präsenthaltungsstrategien setzen zwar das Gefühl von Absenz voraus, doch sie arbeiten nicht zwingend auf deren Abschaffung hin, sondern können auch der Selbstvergewisserung einer sozialen Gruppe dienen.“

auf die Innovationsprozesse, die bis heute Grundlagen des Einsatzes politischer Ikonographie im Alltag darstellen. Wenn das Porträt des Bundespräsidenten oder der Verteidigungsministerin in Amtsstuben bis heute zur Grundausstattung gehört, so lässt sich auch hier diese Präsenthaltung der politischen Entscheidungsträger in direkter Linie auf das Herrscherporträt des Spätmittelalters zurückführen. Dies reicht vom österreichischen Herzog Rudolf IV. im 14. Jahrhundert bis zu Hyacinthe Rigauds Porträt Ludwigs XIV., von den spanischen Infantinnen, die Diego Velázquez so kunstvoll ins Bild setzte, bis zum geschickten Bildeinsatz unter Napoleon. Das Neue einer solchen Betrachtung unter den Bedingungen der Präsenthaltung liegt jedoch darin, dass nicht ein Prozess der Individualisierung der Porträts betrachtet wird, der seit dem Kulturhistoriker Jacob Burckhardt die Voraussetzung der Renaissance (und mit ihr implizit auch der Moderne) darstellte, sondern dass die Funktion und der Verwendungszusammenhang solcher Bilder in den Blick geraten.

Ein schönes Beispiel bietet Kaiser Friedrich III. Von ihm gibt es nicht nur Porträts in völlig unterschiedlichen Stilen – als Jüngling nach italienischer Renaissance-

Manier, als Herrscher im vollen Ornat nach nordalpiner Art. Er nutzte auch in besonderer Weise zur Kennzeichnung seines Besitzes und seiner Stiftungen seine berühmte Devise AEIOV, die er als Signatur in Schriften, Gegenständen und Bauten hinterließ und deren genaue Deutung bis heute unklar ist. Des Weiteren verwendete Friedrich III. Medaillen zur Vervielfältigung seiner Person, etwa indem er diese als Andenken an den Ritterschlag einer großen Gruppe von Adeligen in Rom anfertigen ließ, und Listen, um beispielsweise an jene Personen zu erinnern, die mit ihm in jungen Jahren ins Heilige Land gepilgert waren. Bei ihm kommen auch die bisher genannten Diskurse auffällig zusammen: Ein monumentaler Christophorus in der Hofkirche von Graz (dem heutigen Dom), einer Lieblingsresidenz der frühen Jahre Friedrichs III., weist die Gesichtszüge des Habsburgers auf. Bedenkt man, dass sich mit dem täglichen Anblick des Heiligen Christophorus der im Spätmittelalter gut belegte Glaube verband, dass dieser vor einem gefürchteten plötzlichen Tod bewahre, wird deutlich, dass der Imperativ der Präsenthaltung hier gleich doppelt schwer wog: Man musste den Kaiser geradezu täglich anschauen, auch wenn er selbst gar nicht vor Ort war.



PROF. DR. ROMEDIO SCHMITZ-ESSER ist seit dem Jahr 2020 Professor für Mittelalterliche Geschichte mit Schwerpunkt Spätes Mittelalter an der Universität Heidelberg. Nach dem Studium der Geschichte und Kunstgeschichte und seiner Promotion an der Universität Innsbruck (Österreich) war er von 2005 bis 2008 Stadthistoriker der Stadt Hall in Tirol (Österreich). 2008 wechselte er an die Ludwig-Maximilians-Universität München, an der er sich 2013 habilitierte. Von 2014 bis 2016 war Romedio Schmitz-Esser Direktor des Deutschen Studienzentrums in Venedig (Italien), bevor er 2017 auf die Professur für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften an der Karl-Franzens-Universität Graz (Österreich) berufen wurde, an der er bis zu seinem Wechsel nach Heidelberg forschte und lehrte.

Kontakt: romedio.schmitz-esser@zegk.uni-heidelberg.de

Ein neuer Blick auf den Raum-Zeit-Konflikt

So erschließt sich ein Feld der Forschung, das auf den Raum-Zeit-Konflikt mit neuen Augen blickt: Die Präsenthaltungsstrategien setzen zwar das Gefühl von Absenz voraus, doch sie arbeiten eben gar nicht zwingend auf deren Abschaffung hin. Vielmehr ist die Präsenthaltung selbst bereits nützlich, etwa für den Vergesellschaftungsprozess einer Gruppe wie einer Hofgesellschaft oder eines städtischen Patriziats. Vor diesem Hintergrund wird verständlicher, warum in Reichsstädten wie Nürnberg oder Frankfurt aufwändige kirchliche Begräbnisfeiern (Exequien) für den 1493 verstorbenen Kaiser Friedrich III. veranstaltet wurden, obwohl dieser in Linz gestorben und in Wien beigesetzt worden war. Die Absenz von Leichnam und Hof spielte keine Rolle, denn diese Exequien hatten für die Position als Reichsstadt und für die Verständigung der Stadtgesellschaft nach innen eine mindestens ebenso bedeutende Funktion wie sie als Signal der Loyalität an Friedrichs ebenfalls abwesenden Sohn, Maximilian I., gerichtet waren.

Dass dieses Thema tatsächlich eine Lücke der historischen Reflexion über Raum und Zeit darstellt, ist umso überraschender, als das gegenteilige Konzept, die „Präsenz“, bereits große Aufmerksamkeit erlangt hat. Das gilt insbesondere für zwei zentrale Forschungsfelder der geisteswissenschaftlichen Diskussion: die materielle Kultur und die Neue Kulturgeschichte des Politischen. Gilt auf der einen Seite etwa dem Heidelberger Sonderforschungsbereich „Materiale Textkulturen“ (SFB 933) die „Präsenz“ als einer seiner Schlüsselbegriffe, hat auf der anderen Seite die Ritualforschung die Bedeutung von performativen Akten und persönlichen Kontakten für das Funktionieren vor-moderner Gesellschaften in den letzten zwei Jahrzehnten

„Es lohnt sich für unsere eigene Gegenwart, über die Strategien der Präsenthaltung in einer langen historischen Perspektive vertieft nachzudenken.“

Geschichte und Kultur Europas und der Neuen Welt

Das 2005 gegründete Zentrum für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften (ZEGK) ist ein Zusammenschluss von fünf Heidelberger Instituten: dem Historischen Seminar, dem Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, dem Institut für Europäische Kunstgeschichte, dem Institut für Religionswissenschaft sowie dem Musikwissenschaftlichen Seminar. Ziel der Wissenschaftler*innen im Zentrum ist es, die Geschichte und die kulturellen Errungenschaften Europas und der Neuen Welt vom Frühmittelalter bis in die heutige Zeit zu erforschen. Durch die Allianz im ZEGK verstärken sie dabei ihre Kooperationen, nutzen Synergieeffekte und gewinnen in Lehre und Forschung an interdisziplinärer Kompetenz.

www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk

TOGETHER, YET APART

THE MEDIEVAL MODEL

ROMEDIO SCHMITZ-ESSER

The current pandemic situation leads to a conflict of space and time that greatly impacts academic work. How can teachers and students at universities come together to teach and learn, or take part in meetings and conferences, in times of physical distancing? They need a substitute that compensates for their physical absence and lets them interact as if they were face to face. Video conferencing programmes are one of the digital tools offering this possibility. The pandemic has boosted their use, but such tools are no invention of digitalisation. Rather, absence, and the consequent need to find alternative ways of being present or feeling presence, is a subject with a long history.

The late medieval period was an important era in this respect, as many of its discussions and discourses were downright obsessed with the notion of presence. From the theological dispute surrounding transubstantiation to the mystical representation of Christ, from the exaggerated worship of artefacts in relic collections to the image of the sovereign, whose portrait was circulated throughout society in the form of paintings, architecture, medals and printed matter. But this evocation of presence only makes sense where an absence was initially felt, and in many cases, it is an end in itself, rather than a means of ending absence. A historical reflection on absence and presence in European pre-modern times thus contributes directly to the contextualisation of our present-day practices. ●

“Absence always presumes something whose presence can be imagined; if it is inconceivable, it cannot be absent.”

PROF. DR ROMEDIO SCHMITZ-ESSER joined Heidelberg University in 2020 as Professor of Medieval History with special focus on the late medieval period. He studied history and art history, and earned his PhD, at the University of Innsbruck (Austria), then worked as city historian for the city of Hall in Tyrol (Austria) from 2005 to 2008. In 2008 he transferred to LMU Munich, where he completed his habilitation in 2013. From 2014 to 2016 Romedio Schmitz-Esser headed the German Study Centre in Venice (Italy), before accepting the Chair of General History of the Middle Ages and Historical Auxiliary Sciences at the University of Graz (Austria), which he held until his transfer to Heidelberg.

Contact: romedio.schmitz-esser@zegk.uni-heidelberg.de

eindrücklich unterstrichen. Damit stellt sich aber auch hier die Frage, wie die Absenz, das Fernbleiben eines Herrschers, das Ausbleiben des Rituals, von einer Gesellschaft verarbeitet wurde, deren konstitutives Element damit unmittelbar und empfindlich berührt wurde. Ausgehend von Beobachtungen, die eine zunehmende materielle Substituierung von Absenz und einen immer regeren Diskurs um die Präsenzhaltung in einem langen europäischen Spätmittelalter erkennen, kann man also nach dem konkreten Ort der Präsenzhaltung und den Dimensionen der Absenz fragen.

Die Vergegenwärtigung des Todes

Wagen wir zuletzt noch einen Blick auf die kulturelle Ebene der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Hier ließe sich die Vergegenwärtigung des Todes herausgreifen, denn er stellt durchaus eine neue Figur dar, die als personifizierter Tod erst im Hochmittelalter in Bild und Text aufkam und denkbar wurde. Auch hier war es eine Pandemie, die Pest des 14. Jahrhunderts, die zwar nicht zur Erfindung neuer Bildtypen, aber zu deren massiver Verbreitung führte: Im Totentanz, in der Geschichte der Drei Lebenden und der Drei Toten, auf den Grabmonumenten, die die Verstorbenen als verwesende Leichen zeigten, wurde der stets bedrohliche Tod im spätmittelalterlichen Alltag präsent gehalten. Auch hier bildete die Präsenzhaltung eine Strategie der Krisenbewältigung, der Überwindung eines geradezu transzendentalen Problems von Raum und Zeit, der Endlichkeit unseres Lebens. Als „Memento mori“-Motiv blieb es zumindest bis in den Barock fester Bestandteil europäischer Auseinandersetzung mit der Endlichkeit des menschlichen Daseins.

Damit kehren wir gedanklich aber auch zurück zu den anfänglichen Überlegungen zur Präsenzhaltung von Epidemien: Oft schon ist beobachtet worden, dass der Tod und das konkrete Sterben im Krankenhaus aus unserer Gesellschaft immer mehr verbannt werden. War im Mittelalter das Ideal das vorbereitete langsame Sterben im eigenen Bett, umgeben von Freunden, Familie und einem Priester, hoffen die meisten Zeitgenossen heute doch auf einen raschen unvorbereiteten Tod. Covid-19 hat aber auch hier durch die Abstandsmaßnahmen, die ein einsames Sterben erzwingen, ebenso als Katalysator der bereits bestehenden Entwicklung gewirkt. Somit bleibt zum Schluss die Frage, ob dies mittelfristig einen noch nachhaltigeren Ausschluss der Sterbenden und Toten aus der Mitte der Gesellschaft bewirken wird.

Ein letzter Gedanke, der dem sich anbahnenden Projekt rund um die Begriffe der Absenz und Präsenzhaltung inhärent ist, sei dazu angeschlossen: Absenz setzt immer etwas voraus, dessen Präsenz gedacht werden kann; was einfach nur nicht ist, kann nicht per se absent sein. Präsenzhaltung hingegen hat wie gesagt nicht das Ziel

einfacher Abschaffung der Absenz, sondern kann auch der Selbstvergewisserung einer sozialen Gruppe dienen. So hat auch die gegenwärtige Pandemiesituation einen Diskurs um die Digitalität als Ersatz der Präsenz angeregt, der alle Bereiche des Alltags von der persönlichen Freundschaftspflege zum familiären Zusammensein, von Bildung, Schule, Forschung samt Tagungsorganisation in der Wissenschaft bis hin zum religiösen Vergemeinschaftungsprozess betrifft. Die Modernisierung durch Digitalisierung scheint hier vordergründig eine optimistische Lösungsstrategie. Dabei werden aber auch zugleich die Probleme der physischen Absenz und die durch die Kontaktbeschränkungen auftretenden Limitierungen für die gesamte Gesellschaft überdeutlich. Eine Lösung besteht in der Suche nach materiellen, rituellen oder digitalen Substituten, durch die diese Folgen der physischen Absenz abgemildert werden sollen. Es lohnt sich also für unsere eigene Gegenwart, über die Strategien der Präsenzhaltung in einer langen historischen Perspektive vertieft nachzudenken. ●

„Absenz setzt immer etwas voraus, dessen Präsenz gedacht werden kann; was einfach nur nicht ist, kann nicht per se absent sein.“